

Nr. 279. Bromberg, den 4. Dezember 1935

Am Brunnen vor dem Tore

ROMAN UM EIN LIED VON PAUL HAIN.

(13. Fortsetzung.)

Große Freude und weinfröhliche Feier auf dem Repkowhof.

Eyke von Repkow ist nun auch zu Hause! Herr von Repkow, von dem Annemarie seit früher Jugend an nur als von Eyke von Repkow spricht, wenn sie ihren Vater meint.

Das ganze Gesinde, das ganze Dorf hat ihm einen jubelnden, lärmlustigen Empfang bereitet. Und genau genommen, freuen sich auch alle aus ehrlichstem Herzen über seine Rückkehr. Er selber vielleicht am meisten.

Wieder in hohen Stiefeln über die hohen Felder stampfen können! Nach dem Rechten sehen. Vielleicht mit Annemarie an der Seite, wie sie das früher so gern tat. Und abends mit Frau Jutta — liebe, treue, schöne Kameradin Jutta! — noch am Tisch sitzen und vom Feldzug erzählen oder mit ihr die Rechnungsbücher, die verdammten, durchsehen. Ist ja dann alles nur halb so schlimm, nicht wahr, Jutta? Wieder seßhafter Landedelmann in einem freien Lande sein!

Also ist schon eine gewaltige Feier zu Ehren des Gutsherrn, in der da das ganze Dorf schwimmt. Soll auch so sein! Feste feiert man, wie sie fallen.

Auch Annemarie strahlt im Glück der Wiedersehensfreude. Sie hat für den Vater immer eine tiefe, kindliche und starke Zuneigung gehabt, vielleicht noch mehr als für die Mutter. Und so kann sie ihm denn nicht genug am Arm hängen und „um den Bart gehen". Und Eyke von Repkow läßt sich das nur zu gern gefallen. Die Annemarie — potztausend, was ist sie für ein Bild von Mädel geworden. Gar kein Kind mehr. Eine richtige, rosig erblühte Jungfer! Da kann dem Herrn von Repkow schon sein väterliches Herz lachen!

Und dann wieder funkelte er Frau Jutta mit seinen scharfen Augen vergnügt an und faßt sie um die Mitte und schwenkt Mutter und Tochter lustig im Kreise.

„Zwei so scharmante Frauenzimmer! Donnerwetter, Donnerwetter, Eyke — ob das ein Empfang ist! So was hat man nun so lange entbehren können! So was ist allein hier zurecht gekommen!"

Und er küßt wie ein Junger nach links und rechts.

Es gibt nachher natürlich ein großes Erzählen. Und daß der junge Graf Heyken auch schon lange da ist und sich auf dem Repkowhof so wohl fühlt, freut ihn besonders. Einladung auf Schloß Heyken? Dankend angenommen! Ach Gott, man hat so viel nachzuholen, vor allem ein bißchen Freude!

Und man hat so eine mächtige Lust, wieder auf der eigenen Scholle zu arbeiten.

Friede und Arbeit heißt die Parole! Zwei schöne Worte, und es mag nicht viele geben, die besser und froher klingen!

„Nicht wahr, Annemarie?" sagt Eyke von Repkow und legt den Arm um ihre Schulter. Und verbessert sich dann lachend:

„Ach ja, ihr junges Volk habt ja noch ein Wort von großem Klang: Liebe! Auch nicht schlecht, was, Jutta? Über allem natürlich die Liebe, mein Kind!"

Sie schmiegt sich an ihn, als könnte sie bei ihm endlich Schutz und endgültigen Trost finden vor all den widersprechenden Gefühlen und den schmerzvollen Erinnerungen, die ihre junge Seele so verworren füllen.

*

Adolf Graf von Heyken kommt die Auffahrt zwischen den Pappelreihen heruntergeritten. Er hat die Galauniform an. Das blinkt und blitzt alles, daß es nur so ein Staat ist.

Annemarie sieht ihn vom Fenster des Musikzimmers aus, wo sie noch eben am Klavier gesessen hat und in Erinnerung an einen Sommer, der längst verblüht ist, alle die Lieder spielte, die einer so gern hörte, der damals draußen im Liegestuhl im Garten ruhte und zuhörte.

Und da sie nun eben ans Fenster tritt, so wie früher, als wolle sie dem Lauschenden da draußen zuwinken: Nun komme ich heraus! da reitet Adolf von Heyken heran.

Sie biegt sich hinter die Gardine zurück. Sie hat plötzlich ein schreckliches Herzklopfen.

Auf dem Hof, dicht am Tor, nimmt ein Knecht den Braunen in Empfang. Annemarie hört die Stimme der Beschließerin, die Stimme der Mutter auf der Terrasse.

Sie sagt ganz deutlich:

„Ja, mein Mann erwartet sie bereits in seinem Zimmer."

Sporen klirren. Schritte draußen in der Halle. Türen klappen.

Stille.

Annemarie steht mit hängenden Armen. Ein paarmal streicht dann ihre Hand über den leichten Stoff des Stores mit einer leichten, zerflatternden Bewegung. Dann verläßt sie das Zimmer und steigt die Treppe hinauf in ihre Stube.

*

Grüß Gott, Adolf. Meine Frau sagte mir schon, daß du mich heute besuchen wolltest."

Kräftiges Händeschütteln.

Heyken salutiert stramm. Ein mattes Lächeln liegt dabei um seinen Mund.

„Hoffentlich hat sie vorher nichts der Annemarie verraten? Na —"

„Ausgeschlossen. Aber wenn schon, erfahren muß sie es ja auf jeden Fall. Haha, oder doch Angst? Im Felde konntet ihr nicht schnell genug drauf und dran gehen, und wenn es sich um eine hübsche, ehrsame Jungfer handelt, dann — na — ich irre mich doch nicht, Adolf?" setzt Herr von Repkow verschmitzt hinzu.

„Durchaus nicht, Herr von Repkow. Ich bin gekommen, um in aller Form um die Hand Ihrer Tochter Annemarie von Repkow anzuhalten."

„Großartig gesagt! Also dann nimm erst mal Platz, mein Junge. Erhole dich von diesem schönen Satz."

Er streckt Heyken beide Hände entgegen.

„Du weißt, wie ich zu dieser Angelegenheit stehe, Adolf. Sie ist selber mein Wunsch. Und auch meine Frau ist der Überzeugung, daß ihr beide glücklich werden würdet. Auf Frauen ist in diesen Sachen noch viel mehr Verlaß als auf uns Männer, die haben da ein treffsicheres Urteil. Na, und die Annemarie", er zwinkert mit den Augen, „ich sollte mich doch sehr irren, wenn sie dir nicht glatt um den Hals fällt. Auch wenn du, wie du meiner Frau andeutetest, noch nicht deiner Sache ganz sicher bist. Zum Donnerwetter, was heißt da überhaupt: Nicht ganz sicher sein? Ihr kennt euch doch wohl lange genug."

Du lieber Gott, denkt Heyken nicht ohne Humor, wenn Sie wüßten, lieber Repkow! Was wissen Sie als Vater schon von Ihrem Mädel! Nichts weiter, als daß sie ein süßes Geschöpf und Ihre Tochter ist! Und so was ist viel komplizierter als ein Schlachtplan. So ein Mädchenherz birgt eine ganze Menge Rätsel, von denen wir Männer, die noch dazu bald zwei Jahre weit weg waren, uns nichts träumen lassen.

„Gewiß, Herr von Repkow, wir kennen uns lange genug. Und darum hoffe ich auch, daß Annemarie längst gemerkt hat, was mein tiefster Wunsch ist."

„Na also. Vergrault hat sie dich doch nicht. Wie meine Frau mir erzählte, habt ihr euch doch offenbar in den letzten Wochen ganz prächtig verstanden. Seid zusammen ausgeritten, habt Spaziergänge gemacht — na, so ist doch nun Annemarie nicht, daß sie das einfach gestatten würde, wenn sie nicht auch gern bei der Sache ist — hahaha."

Adolf von Heyken nickt langsam. Ja, das eben hat er sich ja auch im stillen gesagt. Und darum eben hat er ja gewagt, sie einmal zu küssen. Einmal nur allerdings. Und darum darf er ja wohl auch hoffen, daß — der andre, der — Tote, endlich vergessen ist. Der Tote, von dem der Herr von Repkow nicht ein bißchen weiß. Er soll auch nie etwas von ihm erfahren.

„Na also", sagt Repkow nun gut gelaunt, „dann nur drauf und dran. Ein paar gute Pullen habe ich schon im Keller beiseite gestellt, die mir als erstes Lippennaß anläßlich dieses Tages würdig genug erscheinen."

Er lacht etwas polternd und klopft Heyken ermunternd auf die Schulter.

„Einen Augenblick mal, mein Junge. Ich werde Annemarie gleich rufen lassen."

Er steht auf und geht hinaus. Leise summt er dabei ein oft genug gesungenes Reiterlied vor sich hin. Heyken bleibt eine Weile allein im Zimmer. Hol's der Teufel, warum hat er vorher nicht Annemarie schon allein gefragt? Gelegenheit war genug da. Immer noch Angst gehabt — vor dem andern? Nun diese formelle Anfrage, ohne bestimmte Sicherheit. Na —.

Frau von Repkow hat ihren Mann schon erwartet. Auf einen Wink und einige geflüsterte Worte von ihm geht sie hinauf in Annemaries Zimmer. Repkow kehrt zu Heyken zurück.

Annemarie weiß genau, was ihre Mutter nun sagen wird, als sie auf der Schwelle steht. Man braucht da nicht sonderlich hellseherisch zu sein, zumal wenn man ein Mädchen ist.

„Annemarie — der Adolf ist unten und hat —"

Sie wird ein wenig blaß, die kleine Baronesse. Aber sie hat sich gleich wieder in der Gewalt. Diese oder ähnliche Worte hat sie ja erwartet. Sie hört kaum genau hin, was die Mutter noch spricht, und nun nimmt ihr Ohr nur noch die letzten Worte auf:

„Vater und ich haben geglaubt, daß ihr beide euch wohl im stillen schon einig seid. Und daß du längst auf diese Werbung gewartet hast. Aber es war natürlich sehr korrekt von Herrn von Heyken, erst die Rückkehr des Vaters abzuwarten und in aller Form uns von seinem Wunsch in Kenntnis zu setzen."

„Ja", sagt Annemarie etwas matt und in die Luft hinein. „Ja, ich soll herunterkommen, nicht wahr?"

Frau Jutta tritt näher auf sie zu.

Sie sieht durch diesen matten Blick der Tochter hindurch. Sie ahnt, was wohl in diesem Augenblick in ihrer Seele vorgehen mag.

„Er ist ein nobler Mensch, du wirst es sehr gut haben", flüstert sie und legt den Arm um ihre Schulter. „Er wollte dich ja immer haben. Und du kennst ihn. Und eine Gräfin Heyken zu werden, wird dir nicht schwer fallen."

Annemarie blickt zum Fenster hinaus. Man kann von hier aus durch Baumwipfel hindurch bis zu dem alten Brunnen hinübersehen mit der Linde.

Es sind nur einige Augenblicke.

Frau Jutta ist still geworden.

„Ich komme, Mutter", sagt Annemarie ruhig.

Dann gehen sie nach unten. Als Annemarie das Zimmer des Vaters betritt, sieht sie ein lächelndes, gutes, starkes Gesicht, das ihr heiter zunickt. Adolf von Heyken macht eine tiefe Verbeugung zu ihr. Eyke von Repkow erhebt sich aus dem Stuhl. „Nu paß mal auf, was dir der Adolf ins Ohr zu flüstern hat", sagt er launig und verschwindet durch die Tür, die er mit gewohnter Vorsicht hinter sich schließt.

*

Vorerst flüstert er ihr nichts ins Ohr, sondern reckt sich in den Gelenken und lächelt Annemarie ernst zu, die zögernd stehen geblieben ist.

Ihr Anblick verwirrt und entzückt ihn, aber da ist etwas in ihrer Haltung, was ihn hindert, einfach auf sie loszustürzen und sie mit heißen Worten zu bedrängen. Es ist als stände ein Schatten zwischen ihm und ihr. Der Schatten eines andern.

Aber nun lächelt auch Annemarie.

Und sie ist es, die zuerst spricht.

„Du willst mich also wirklich nicht mehr allein lassen, Adolf? Hast mich in all den Jahren nicht aufgegeben?"

Sein Gesicht flammt auf.

„Ich habe dich immer sehr geliebt, Annemarie. Und ich liebe dich jetzt ernster und tiefer als vordem. Wir sind wohl beide tiefer und klarer in uns geworden — du —"

Sie horcht auf seine Worte. Und sie gefallen ihr mehr als leidenschaftliches Gestammel, wie er es früher so an sich hatte. Er hat mehr Achtung vor ihr, das spürt sie.

Und dann spricht er weiter, leise und verhalten und doch voll wohltuender Wärme. Sie hört die Worte kaum. Ihre Gedanken sind in diesen Minuten sehr woanders.

Schimmelbaronin, denkt sie und steht im Geiste im Stall in der Neujahrsnacht und sieht ein gespenstisches Pferd mit einer schemenhaften Reiterin über den Hof gleiten. Und an den Brunnen am Tore denkt sie, und hört den Brunnen tropfen. Wie tropft er doch? Was spricht er dabei? Am Brunnen vor dem Tore, da steht ein Lindenbaum, ich träumt in seinem Schatten — ach ja, das war einmal. Das ist alles vorbei. Und doch muß sie weiterdenken: in meiner Kommode liegt ein weißes Tuch, mit Rosenranken. Und ein Brief liegt noch dazwischen. „Liebste Annemarie —" Der kam aus Sachsen und war sein letzter Brief. Immer wird das Tuch in der Lade liegen, in irgendeiner verschlossenen Lade.

Aber das ist alles vorbei. Und sie ist noch jung, so jung. Sie wird in Potsdam wohnen, oder in Berlin, und ein paar Jahre später wieder auf dem Repkowhof. Denn den Hof erbt sie ja, und der Adolf wird einmal gern an Vaters Statt hier hausen wollen. Und einmal wird alles, was gewesen, nur noch wie eine sanfte Melodie klingen. Und das muß wohl so sein. Das Leben ist ja kein Märchen. Das Leben ist so stark und eigenwillig und so nüchtern klar wie der Adolf dort. Man wird einmal manches im Leben vergessen oder nur in einer verschlossenen Lade aufbewahren müssen.

Sie sieht plötzlich wieder den Adolf von Heyken, mit dem sie als Kind auf die Apfelbäume geklettert ist und in Erdhöhlen auf den Feldern gewohnt hat, deutlich vor sich. Ja, da steht er, in seiner glitzernden Uniform, steht dichter als vorher vor ihr, da er sich ihr wohl beim Sprechen genähert hat, steht breitbeinig und kräftig da, mit einem braunroten, gesunden Gesicht, in dem die Augen leuchten, und hat die Hände ein wenig ausgestreckt, und da hört sich Annemarie selber sprechen wie aus einem fremden Mund:

„Ja, dann wollen wir's wohl miteinander probieren, Adolf, weil du so hartnäckig bist."

Sie weiß nicht, ob es die richtige Antwort war, ob er überhaupt gerade etwas gefragt hat, aber das ist wohl auch Adolf gleichgültig, er hört ihre Worte, er lacht über das ganze Gesicht, daß die gesunden Zahnreihen blinken, sie fühlt seine Hände um ihre Schultern, die leise zittern, und sie hebt selbst die Arme und legt sie leicht um seinen Hals.

Dann schließt sie die Augen und fühlt seinen Mund auf dem ihren und denkt nur noch: Nun ist es wirklich vorbei, kleine Annemarie. Nun ist das neue Leben da, ein anderes Leben.

(Fortsetzung folgt.)

Das Gesicht des Kapitäns.

Skizze von Erik Bertelsen.

(Aus dem Dänischen von Karin Reitz-Grundmann.)

Vor drei Wochen war der Schoner „Hermione" mit Ballast von Kapstadt abgegangen, Kurs auf Barbados, wo neue Fracht wartete. Da das Schiff wenig Ladung hatte und hoch im Wasser lag, schlingerte es heftig bei dem hohen Seegang, und es war kein besonderes Vergnügen, sich an Deck aufzuhalten. Trotzdem war niemand an Bord mißgestimmt. Der Südostpassat hatte den Schoner gut vorwärtsgetragen.

Kapitän Kjellgren klopfte seine Pfeife an der Reling aus und ging in seine Kajüte, um sie neu zu stopfen. Als er wieder nach oben kam, war er ohne Pfeife. Und seine Miene war verändert. Man konnte in dem sonnenverbrannten Gesicht zwar keine Bläße entdecken, aber die Mannschaft bemerkte sofort, daß etwas geschehen war. Der Käptn schwieg, aber die Augen verrieten seine Stimmung. Unruhig forschend spähte er nach Südwest.

Eine bedrückte Stimmung griff auf dem Schoner um sich. Der Gesang verstummte. Die Gespräche wurden gedämpft geführt. Einer der Matrosen fragte nachdenklich: „Ob er unten in der Kajüte Gesichte gehabt hat?"

Der Tag verging, ohne daß der Kapitän sein Wesen änderte. Als die Sonne in einer niedrigen Wolkenbank unterging, legte sich der Wind. Die Dämmerung war kurz. Die Sterne kamen schnell hoch, und wieder frischte der Passat auf. Der Kapitän wechselte ein paar Worte mit dem Steuermann und ging dann hinunter.

Aber niemand an Bord hatte Lust, zu schlafen. Sie saßen in Gruppen auf Deck in der milden Tropennacht. Keine Harmonika spielte, nur leise unterhielt man sich. Der erste Steuermann und der Steward saßen etwas abseits auf einer Luke zum Lastraum. Der Steward meinte flüsternd: „Ob er vielleicht ein bißchen wunderlich im Kopf geworden ist?"

„Das sollte mich gar nicht wundern", antwortete der Steuermann spitz. „All die Gelehrtheit, die er verschluckt, muß den Menschen ja wohl mal verwirren! Es gibt sicherlich kein Lebewesen auf der ganzen Welt, von dem er nicht den Namen weiß!"

„Er wollte wohl in seinen jungen Tagen gerne studieren."

„Er behauptet es immer. Aber was hat das für einen Zweck, über alle Lebewesen der Welt Bescheid zu wissen? Was tut ein Seemann damit? Nein — ein Schiff gut führen — oder gute Speisen bereiten können — davor habe ich Achtung! Aber er beschäftigt sich mit Philosophie, und ich weiß nicht mit was für Zeug noch! Er sollte das lieber Lehrern und solchen Leuten überlassen."

Der Steuermann spuckte verächtlich aus und fuhr fort: „Wenn ich nur anfange von einem mystischen Erlebnis zu berichten, überfällt er mich mit seiner Klugheit und seiner Wissenschaft! Pah — Wissenschaft! Nun ist ihm vielleicht endlich einmal etwas begegnet, wofür auch er keine Erklärung findet. Das gönne ich ihm richtig."

„Hat er etwas erzählt?"

„Nicht das geringste. Wir bekommen ihn auch nicht dazu, damit herauszurücken. Er glaubt vielleicht, wir hätten seine Nervosität nicht bemerkt und versucht, sie dadurch zu verbergen, daß er über andere Dinge redet. Beim Abendbrot fragte er mich wahrhaftig, ob ich den Unterschied zwischen einer Ameise und einer Termite kenne! Ich sah ihn nur an. „Nein", sagte ich. „So klug bin ich nicht. Ich weiß auch nicht, wie alt der dickste Baum in Kalifornien ist, auch nicht, wieviele Tempel es in Benares gibt." — Da fragte er nicht weiter."

Der Steuermann schwieg.

Aber bald begann das Geraune wieder. Man erfuhr, daß der Kapitän vollkommen angekleidet die Nacht verbracht hatte. Und jetzt hatte er Schuhe an! Während er sonst wie alle anderen in der Hitze barfuß ging! Es sah aus, als halte er sich klar, jeden Augenblick von Bord zu gehen.

Aber ein Tag folgte dem andern, ohne daß etwas Außergewöhnliches geschah. Ab und zu gab es Regenschauer. Und jedesmal, wenn der Wind zunahm, bekam das Gesicht des Kapitäns einen gespannten Ausdruck, als verlasse er sich nicht ganz darauf, daß das Schiff die hohe See aushielte. Sein auffallendes Interesse für den Zustand der Rettungsboote entging keinem der Besatzung, wenn man es auch als harmlose Kontrolle hinzustellen bemüht war.

Stundenlang hielt er sich in seiner Kajüte auf. Der Zweite Steuermann sagte eines Abends zu dem Steward, als er sich eine Tasse Tee holte: „Was mag es nur sein, was den Alten da unten so stark fesselt?"

„Er räumt seine Sachen auf", flüsterte der Steward geheimnisvoll. „Alles sucht er aus Kisten und Kästen hervor und sieht es genau durch. Ich glaube, er macht sein Testament!"

Am nächsten Morgen war einer der älteren Leute so ernst, daß man annahm, auch er habe Gesichte gehabt. Sonst hatte er über die Kameraden gelacht, nun biß er die Zähne zusammen und schwieg. Es dauerte lange, bis er zugab, er hätte einen bösen Traum gehabt.

Einer wurde wütend: „Sag doch endlich, was du geträumt hast! Es geht uns ja schließlich alle an! Es hat keinen Zweck, Heimlichkeiten zu haben."

Der Alte besann sich und erzählte dann: „Ich träumte, daß wir in Westindien in einer Stadt neue Fracht bekamen. Aber was für eine Fracht — lauter Skelette! Dieser Traum bedeutet etwas. Das weiß ich. Ich träumte schon einmal dasselbe, als ich mit einem Dampfer aus China kam."

Diese Erzählung hob die Stimmung nicht, wenn auch alle den Traum nicht besonders gefährlich finden konnten. Aber in aller Heimlichkeit traf jeder einzelne Vorbereitungen. Es konnte nichts schaden, klar zum Aufbruch zu sein!

Zehn Tage nach der auffallenden Veränderung des Kapitäns kam Barbados in Sicht. Der Druck, der auf allen lag, wich allmählich. Der Kurs war also richtig gewesen, und das seltsame „Gesicht" des Kapitäns konnte wohl nichts Besonderes gewesen sein.

Am späten Nachmittag lag der Schoner draußen vor Bridgetown. Der Lotse führte ihn in den Hafen. Als der Anker gefallen war, schwirrten sofort die Eingeborenenboote um das Schiff, die Früchte und anderes boten. Aber es durfte nichts eingehandelt werden, ehe nicht der Hafenarzt an Bord gewesen war.

„Kommen Sie mal mit hinunter in meine Kajüte", sagte der Kapitän zu dem Ersten Steuermann. „Ich habe etwas, was ich Ihnen zeigen will."

Alle Besorgnis war aus Kjellgrens Gesicht verschwunden. Als sie in der Kajüte waren, begann er sofort: „Ich habe einen bösen Schrecken gehabt vor einiger Zeit."

„Ja — das hat man Ihnen angemerkt!"

„So? — Möglich! Es war aber auch wenig erheiternd, was ich entdeckte. Sehen Sie selbst."

Er setzte den Zeigefinger gegen die lackierte Bordwand und drückte zu. Der Finger fuhr durch das bröckelnde, mürbe Holz!

Der Steuermann sagte erschrocken: „Das ist ja vollkommen wurmstichig! Woher kommt denn das?"

„Termiten! Wissen Sie nun, warum ich Sie damals danach fragte? Wir müssen sie mit der letzten Fracht auf Java an Bord bekommen haben. Wie weit sie in ihrem Zerstörungswerk gekommen sind, weiß ich nicht. Sie unterhöhlen alles und lassen sozusagen nur die äußere Schale am Holz sitzen. Ich fürchtete, das ganze Schiff würde bei hoher See in sich zerfallen. Gut, daß wir bis hierher gekommen sind. Die „Hermione" ist zweifellos erledigt. Schade drum! War ein schönes Schiff!"

Sie standen nebeneinander und schwiegen. Kapitän Kjellgren schaute nachdenklich durch das Bullauge über das glitzernde Wasser. Der Steuermann war blaß geworden.

„Wir dachten alle, Sie hätten irgend etwas — Sie hätten — ein Gesicht gehabt, damals, als Sie plötzlich so anders wurden!" murmelte er.

Kjellgren wandte sich ihm zu mit einem verschmitzten Lächeln. Er gab dem Steuermann einen leichten Schlag vor die Brust. „Und das habt Ihr mir alle gegönnt, was?" Er lachte belustigt. „Nein, mein Lieber! Wieder nichts Mystisches! Wieder siegt die vielgeschmähte Wissenschaft! Aber Sie müssen wohl selber zugeben: Manchmal ist es ganz nützlich, zu wissen, wieviel Tempel es in Benares gibt, wie alt der dickste Baum in Kalifornien ist oder — was Termiten sind!"

Germanenfunde.

Mitten im Zentrum Berlins erhebt sich eine Insel der Beschaulichkeit. Die germanische Abteilung des Museums für Vor- und Frühgeschichte läßt den brausenden Alltag für Stunden verklingen. In greifbarer Nähe liegt hier unter Glasfenstern und Schaukästen altes Brauchtum unserer Vorväter, das den Weg über die Jahrhunderte bis in unsere Zeit gefunden hat. Eine Fülle mannigfaltigster Gegenstände gibt es zu bewundern, Waffen, Äxte, Beile, Urnen, Lanzen, Musikinstrumente, Rasiermesser, Haarscheeren und tausend andere kleine und große Dinge des täglichen Lebens. Aber am meisten packen den Beschauer doch die Erinnerungen an die kriegerischen Tugenden der alten germanischen Kämpfer. Mit Ehrfurcht blicken wir auf ihre Waffen, die nicht nur den Rost der Zeit, sondern auch die Spuren uralter soldatischer Schicksale zeigen.

Göttersegen in Talismanen.

Bei der Ausdeutung der germanischen Waffenfunde hat die Forschung der letzten Zeit manchen neuen Schritt gewagt. Mit Interesse betrachtet man kleine Beile aus Stein, die zunächst unansehnlich genug unter der Glasplatte ruhen. Trotzdem sind sie wertvolle Fingerzeige für die Welt der germanischen Religiosität. Diese Beile, die die Größe einer Handfläche im allgemeinen nicht überschreiten, dienten als religiöse Schmuckgegenstände, als Amulette. Männer, Frauen und Kinder trugen sie ständig als Talisman bei sich, und oft wurden sie schon den Neugeborenen in der Wiege um den Hals gehängt. Göttlicher Segen wurde durch sie auf ihre Träger herabgefleht, nicht im Sinne asiatischen Zaubers, sondern im Zeichen nordischer Frömmigkeit, die voll tiefer Ehrfurcht und voll geheimen Wissens das Sichtbare an das Unsichtbare anknüpfte.

Kulturhistorisch interessant sind die großen Geschwister dieser Beil-Amulette, die Kriegs- und Haushaltsbeile. Man unterschied in der frühen Zeit noch nicht zwischen einer Kriegswaffe und einem Wirtschaftsgegenstand. Die Äxte, die zum Zimmern der Behausung Verwendung fanden, wurden ebenso im Kriege zu weniger friedlichen Zwecken geschwungen. Der Feuerstein, der für diese Äxte der Steinzeit gebraucht wurde, war so fein und glatt geschliffen, daß noch vor kurzem ein Gelehrter bei einem Bauern in Mitteldeutschland ein derartiges Gerät fand, das zum Schleifen von Rasierklingen benutzt wurde. Neben den Flachbeilen, die in Äste eingezwängt oder an Hirschgeweihen befestigt wurden, hatten die Germanen auch dickere Steinbeile, die mit einem Loch versehen und auf Hölzer aufgesteckt wurden. Dieses Lochbohren war nicht immer leicht. Man benutzte dazu einen Apparat, der in seiner Form an einen Bogen erinnert und der Hartholz in ständiger Drehung in den Stein bohrte. Feiner Sand in den Bohrlöchern mußte diese Aufgabe erleichtern.

Rasiermesser weit verbreitet.

Zivilisation ist nicht nur ein Schlagwort unserer Tage. Auch die alten Germanen besaßen durchaus eine eigentümliche Lebensform. Sie waren auch auf dem Gebiete der Verschönerung nicht unerfahren. Die Bronzezeit bescherte unseren männlichen Vorfahren das — Rasiermesser. Daß die Germanen sich täglich sauber rasierten, ist aus der Beschaffenheit der Leichen-Überreste jener Zeit unzweifelhaft zu ersehen. Bartlos und glatt rasiert sind diese germanischen Männer, und auch im Leben muß für den Edlen die bartlose Schönheit ein Ideal bedeutet haben. Daß Tacitus im Gegensatz dazu von den wallenden Bärten unserer Vorfahren erzählt, will nicht viel bedeuten. Möglicherweise hat die Haarmode gewechselt, möglicherweise gab es auch Verschiedenheiten bei den einzelnen Stämmen und Völkerschaften.

Warum verbogene Waffen?

Sehr viel Rätselraten hat der Brauch unserer Vorfahren hervorgerufen, die Waffen nach dem Tode ihres Trägers zu vernichten und unbrauchbar zu machen. Bis vor kurzem glaubte man diese seltsame Erscheinung damit erklären zu können, daß man sagte, man hätte die Waffen ohne viel darauf zu achten einfach in dem Zustand, in dem sie sich befanden, den Toten ins Grab gelegt. Und wenn sie dabei zum Teil verbogen worden seien, so sei das darauf zurückzuführen, daß sie anders nicht in den Beerdigungsort oder die Beerdigungsurne hineingepaßt hätten. Spätere Funde aber, lassen jetzt erkennen, daß man auch in den Fällen, in denen man die Toten begrub und nicht verbrannte, die Waffen unbrauchbar machte. Diese Eigentümlichkeit wird heute darauf zurückgeführt, daß die Germanen wahrscheinlich den Waffen genau so wie ihren Trägern Leben zugeschrieben haben. Dieses Leben mußte zugleich mit den Toten verlöschen und deshalb die Waffe bei der Bestattung durch Zerschlagung oder verbiegen ebenfalls „getötet" werden. Sie wäre entweiht worden, wenn man sie einem anderen zur Benutzung anvertraut hätte.

Helme als Zeichen der Würde.

Neue Forschungsergebnisse sind in letzter Zeit auch aus der genauen Untersuchung der germanischen Helme hervorgegangen. Das verhältnismäßig spärliche Auftreten von Helmen ist wohl darauf zurückzuführen, daß überhaupt in den alten Zeiten Helme als ein besonderes Zeichen der Würde betrachtet wurden, die ihren Träger auszeichnete. Sie waren also nicht eigentlich Gebrauchsgegenstände, sondern ein Zeichen für Edle und Könige. Auch die Form der germanischen Helme erinnert stark an die Form der späteren deutschen Kaiserkrone, die in gradliniger Entwicklung aus dem alten deutschen Fürstenhelm hervorgegangen sein dürfte.



Bunte Chronik



Raubvögel werden nachgeahmt.

Jeder Jäger weiß, daß ein Hase sich duckt, wenn ein Habicht oder Falke ihn bedroht. Der ungarische Forscher Tirala ist nun der interessanten Frage nachgegangen, woran Meister Lampe die aus der Luft drohende Gefahr erkennt. Der Raubvogel läßt sich ohne große Schwierigkeit nachahmen, indem man einen Drachen von der gleichen Form wie die beiden genannten Raubvögel aufsteigen läßt. So gelingt es, den Hasen zu bewegen, sich zu ducken, und sich ihm auf Schußweite, ja nicht selten bis auf zehn bis zwanzig Meter zu nähern. Der genannte Forscher hat sich nun gefragt: Wie weit läßt sich nach Form und Farbe ein Raubvogel nachahmen, ohne daß der Hase in anderer als der angegebenen Weise reagiert? Er fand, daß bei gleichbleibender Farbe die Form sehr starke Veränderungen erfahren kann; ja selbst bei Drachen, die in Wirklichkeit nichts anderes als einen in die Länge gezogenen rechten Winkel darstellten, trat die erwähnte Reaktion ganz regelmäßig auf. Voraussetzung ist dabei, daß der Drachen nicht höher als 30 bis 40 Meter über dem Erdboden steht. Farbenänderungen zeigten, daß die Farbe dabei keine Rolle spielt. Bedeutsam schien vor allem die Größe, die nur innerhalb bestimmter Grenzen schwanken darf, und die typische Art der schwebenden Fortbewegung. Daß es auf die Farbe nicht ankommt, leuchtet ein, denn auch dem menschlichen Auge erscheint ein derartiger Drachen, der in 30 bis 40 Meter Höhe schwebt, immer grau.



Lustige Ecke



Die Kennzeichen.

Vierzehn Damen saßen um den Tisch. Maria sprach über einen Mann.

„Ihr werdet ihn sicher alle kennen", sagte Maria, „er ist sehr launenhaft, laut, grob, geizig, rücksichtslos, rechthaberisch und immer schlecht aufgelegt."

Riefen die vierzehn Damen wie aus einem Mund: „Natürlich! Das ist **mein** Mann!"

Stoßseufzer.

Der kleine Junge fragte den großen Vater: „Papa, hast du Mama schon viel früher kennengelernt, ehe du sie heiratetest?"

Der Vater seufzte: „Nein. Leider erst viel später."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke: gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.